

**Die
deutsche
EXIL-
literatur
1933-1945**

Herausgegeben von
Sonja Klein und Sikander Singh

Die deutsche Exilliteratur 1933 bis 1945
Perspektiven und Deutungen

Herausgegeben von
Sonja Klein und Sikander Singh

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2015 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Umschlaggestaltung: Peter Lohse, Heppenheim
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-26630-2

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-534-73956-1

eBook (epub): 978-3-534-73957-8

Inhalt

<i>Sonja Klein</i> Exil – Literatur – Exilliteratur. Eine Einführung.....	7
<i>Miriam Albracht</i> Thomas Mann „Joseph und seine Brüder“ (1933–1943).....	18
<i>Nelia Dorscheid</i> Arnold Zweig „Erziehung vor Verdun“ (1935).....	31
<i>Sikander Singh</i> Heinrich Mann „Henri Quatre“ (1935–1938).....	41
<i>Sascha Kirchner</i> Bruno Frank „Der Reisepaß“ (1937).....	50
<i>Alina Gierke</i> René Schickele „Die Flaschenpost“ (1937).....	64
<i>Hermann Gätje</i> Alfred Döblin „November 1918. Eine deutsche Revolution“ (1937–1943).....	78
<i>Sonja Klein</i> Bertolt Brecht „Svendborger Gedichte“ (1939).....	88
<i>Claas Morgenroth</i> Johannes R. Becher „Abschied. Einer deutschen Tragödie erster Teil“ (1940).....	99
<i>Jennifer Tharr</i> Oskar Maria Graf „Das Leben meiner Mutter“ (1940).....	110
<i>Ralph Schock</i> Gustav Regler „Das große Beispiel. Roman einer internationalen Brigade“ (1940).....	126
<i>Florian Trabert und Mara Stuhlfauth-Trabert</i> Franz Werfel „Eine blaßblaue Frauenschrift“ (1941).....	136

Inhalt

Johannes Waßmer

Stefan Zweig „Brasilien. Ein Land der Zukunft“ (1941) 152

Moritz Wagner

Klaus Mann „The Turning Point“ (1942)
und „Der Wendepunkt“ (1952)..... 164

Susanna Brogi

Else Lasker-Schüler „Mein blaues Klavier“ (1943) 174

Andreas Stuhlmann

Lion Feuchtwanger „Die Brüder Lautensack“ (1943/1944)..... 186

Jörg Schuster

Anna Seghers „Transit“ (1944) 204

Personenregister 214

Sonja Klein

Exil – Literatur – Exilliteratur. Eine Einführung

Tag um Tag
Arbeitest du an der Befreiung
Sitzend in der Kammer schreibst du
Willst du wissen, was du von deiner Arbeit hältst?
Brecht: Gedanken über die Dauer des Exils¹

I. Fragen

„Willst du wissen, was du von deiner Arbeit hältst?“ Die Frage, der sich der Schreibende in einem von Brechts wohl bekanntesten Exilgedichten stellen muss, ist eine, mit der sich nicht nur die meisten derjenigen Schriftsteller konfrontiert sahen, die nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 ihr Land verlassen hatten, sondern die in der Folge auch für die Literaturwissenschaft immer wieder relevant geworden ist. Ob und mithilfe welcher Kriterien literarische Werke zu werten seien, die unter dem Druck der politischen Entwicklungen und nicht selten zudem unter dem der finanziellen Not wie Notwendigkeit entstanden, ist lange umstritten geblieben. Wenngleich die „selten ausgesprochene, aber weit verbreitete Annahme von der notwendigen ästhetischen Inferiorität von Exilliteratur, die nicht richtiger wird, wenn sie von Verständnis begleitet ist, etwa in dem Sinn, daß von Exilanten eine literarisch hochstehende Produktion nicht erwartet werden könne“,² längst revidiert ist, bleibt der von Manfred Durzak schon in den 1970er Jahren eingeforderte Perspektivwechsel vom „moralischen Zeugnis zum literarischen Dokument“³ nicht selten doch noch von einem, vielleicht

¹ Bertolt Brecht: Gedanken über die Dauer des Exils, in: ders.: Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, hg. v. Werner Hecht [u. a.], 30 Bde., Berlin [u. a.] 1988–2000, Bd. 12, S. 82.

² Bernhard Spies: Exilliteratur – ein abgeschlossenes Kapitel? Überlegungen zu Stand und Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Exilforschung, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 14 (1996), S. 11–30, hier S. 25.

³ Manfred Durzak: Deutschsprachige Exilliteratur. Vom moralischen Zeugnis zum literarischen Dokument, in: Die deutsche Exilliteratur 1933–1945, hg. v. ders., Stuttgart 1973, S. 9–26. Vgl. auch „Entweder reduziert man die Texte zu historischen Dokumenten und klammert eine literarische Wertung aus, oder man überspringt die positivistisch erstellte historisch-gesellschaftliche Entstehungssituation durch ungeschichtlich verwendete Geschmacksurteile, die sich an einer Ästhetik orientieren, die die Dialektik von historischer Situation und ästhetischer Vermittlung weitgehend außer acht läßt.“ (ebd., S. 17) sowie ders.: Im Exil, in: Geschichte der deutschen Lyrik vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hg. v. Walter Hinderer, Stuttgart 1983, S. 502–550, hier S. 503f.

Pietät zu nennenden, Moment grundiert, mit dem sich die Forschung ihrem Gegenstand annähert. Noch 1983 eröffnet so das neubegründete Jahrbuch für Exilforschung, das längst zu den wichtigsten Periodika des Forschungsfeldes zählt, seine Vorrede zu der ersten Ausgabe mit der Ermahnung: „Die Geschichte der Leiden und Konflikte, denen die ausgebürgerten Gegner des Dritten Reichs ausgesetzt gewesen sind, verlangt, daß man Kritik mit Verständnis vereine.“⁴

Doch nicht nur die Problematik etwaiger ästhetischer oder moralischer Parameter hat die Exilforschung nachhaltig beschäftigt. Mindestens ebenso kontrovers diskutiert war und ist die Frage, was denn nun eigentlich zu einer Literatur des Exils zu zählen sei. Umfasste sie neben der „schöne[n] Literatur“ auch die „politische und wissenschaftliche“?⁵ Und war aus dieser Perspektive dann nicht vielleicht jeder der „im Exil geschriebenen, gedruckten und ungedruckten deutschsprachigen Text[e] zur Exilliteratur zu rechnen“?⁶ Wie waren literarische Zeugnisse der Autoren der sogenannten „Inneren Emigration“, von manchen Forschern gar als „inneres Exil“⁷ bezeichnet, einzuordnen? Zählten nicht auch solche Werke zu dem zu erforschenden Textkorpus, die *nach* der historischen Zäsur von 1945 verfasst wurden, aber aus einer sich fortschreibenden Exilerfahrung heraus, also einem Exil nach dem Exil, entstanden?⁸ Und war es von diesen Zeugnissen nicht nur ein kleiner Schritt zu derjenigen Literatur, die „das Exil thematisier[t], ohne dass die Autorinnen und Autoren selbst“⁹ je in ebendiesem sich befunden haben – wie die Herausgeber des 2013 erschienenen „Handbuchs der deutschsprachigen Exilliteratur“ meinen? Zudem, so haben manche Wissenschaftler eingewandt,¹⁰ sei ohnehin jeder Akt der literarischen Produktion auch Ausdruck einer Fremdheitserfahrung, die „exilische Kondition“¹¹ aus anthropologischer Sicht seit dem grundlegenden Mythos von der Vertreibung aus dem Paradies nichts anderes als

⁴ [Thomas Koebner/Wulf Köpke/Joachim Radkau]: Vorrede der Herausgeber, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 1 (1983), S. 9.

⁵ Walter A. Berendsohn: Die deutsche Literatur der Flüchtlinge aus dem Dritten Reich. 1. Bericht, Stockholm 1967, S. 2.

⁶ Durzak: Deutschsprachige Exilliteratur [Anm. 3], S. 11.

⁷ Vgl. u. a. Paul Michael Lützel: Migration und Exil in Geschichte, Mythos und Literatur, in: Handbuch der deutschsprachigen Exilliteratur. Von Heinrich Heine bis Herta Müller, hg. v. Bettina Bannasch u. Gerhild Rochus, Berlin/Boston 2013, S. 20.

⁸ So u. a. vorgeschlagen von Doerte Bischoff und Susanne Komfort-Hein (Vom ‚anderen Deutschland‘ zur Transnationalität. Diskurse des Nationalen in Exilliteratur und Exilforschung, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 30 [2012], S. 242–273). Vgl. hierzu auch Michael Hamburger „Daß für manche Schreibende die Zugehörigkeit zur Exil-Literatur überhaupt erst nach 1945 begann, für andere die Nachkriegstätigkeit nichts anderes als eine Fortsetzung des Exils bedeuten konnte, wurde weder erwähnt noch beachtet.“ (Literarische Erfahrungen, Darmstadt/Neuwied 1991, S. 97) und Guy Stern: Über das Fortleben des Exilromans in den sechziger Jahren (1972), in: ders.: Literatur im Exil. Gesammelte Aufsätze 1959–1989, Ismaning 1989, S. 214–232.

⁹ Bettina Bannasch/Gerhild Rochus: Einleitung, in: Handbuch [Anm. 7], S. XI–XIX, hier S. XI.

¹⁰ Vgl. hierzu u. a. Lutz Winckler: Exilliteratur und Literaturgeschichte – Kanonisierungsprozesse, in: Handbuch [Anm. 7], S. 171–202, hier S. 181.

¹¹ Doerte Bischoff: Exil und Interkulturalität – Positionen und Lektüren, in: Handbuch [Anm. 7], S. 97–119, hier S. 106.

ein Teil der *conditio humana*.¹² Ist der Begriff Exil-Literatur, aus dieser Perspektive, schlussendlich also nur ein Pleonasmus?

Nicht zuletzt hat auch die Annahme eines – inzwischen freilich als Mythos dekuvierten – gemeinsamen ästhetischen Nenners, der aller im Exil entstandenen Literatur zu Eigen sei, die Forschung (und besonders in Zeiten der Teilung in Ost- und Westdeutschland) zu ganz unterschiedlichen Positionen geführt. Dabei ist die Suche nach einem einheitsstiftenden Moment bis heute ergebnislos geblieben. Selbst wenn der Untersuchungsgegenstand ganz ‚konservativ‘, wie man es inzwischen wohl nennen müsste, auf die zwischen 1933 und 1945 von deutschsprachigen Exilanten verfassten literarischen Werke bezogen bleibt, so lassen sich zwar durchaus wiederkehrende Motive wie die Klage über die Verarmung oder gar den Verlust der sprachlichen wie ästhetischen Mittel, die politische Bezugnahme oder der gegenteilig verführende Rückzug in die Erinnerung wie Innerlichkeit etc. ausmachen. Diese lassen sich aber weder auf den Gesamtkorpus anwenden, noch können sie Exklusivität beanspruchen, da sich letztlich jedes der ausgemachten Merkmale auch auf andere Zeiten, Werke oder Autoren beziehen ließe. „Generalisierbare Aussagen über die literarischen Konstituenten von Exilliteratur sind“, wie so auch Bernhard Spies kritisch angemerkt hat, „nur durch entschlossene Reduktion zu gewinnen. [...] Die eine Größe, in der alle Exilliteratur sich zusammenfaßt, ist kein verborgener Tatbestand derselben. Es war von Anfang an nur ein Ideal der danach Suchenden, eine Projektion der Literaturwissenschaft auf die Literatur des Exils.“¹³

Als eine ebensolche „Projektion“ hat sich längst auch die vermeintliche Einigkeit der Exilschriftsteller untereinander entpuppt. Weder die sich bildenden „literarischen Gruppierungen und Zweckbündnisse, die Zeitschriftengründungen und Verlagsunternehmungen“,¹⁴ noch die in den Exiljahren intensivierten Briefwechsel und „Flüchtlingsgespräche“¹⁵ vermögen darüber hinwegzutäuschen, dass es „eine Einheitsfront der Emigranten“¹⁶ nie gegeben hat und dass das „gemeinsame Los des erzwungenen Exils“¹⁷ weniger Einfluss auf die individuellen ästhetischen Modi der ja auch schon vor der Exilzeit ganz unterschiedlichen Künstlernaturen genommen hat, als anfänglich angenommen oder zumindest erhofft. So bleibt der wohl einzige Konsens ein negativer, indem festzustellen ist, dass es weder eine

¹² Vgl. u. a. Winckler [Anm. 10], S. 181 und Spies [Anm. 2], S. 15.

¹³ Spies [Anm. 2], S. 17.

¹⁴ Helmut Koopmann: Von der Unzerstörbarkeit des Ich. Zur Literarisierung der Exilerfahrung, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 2 (1984), S. 9–23, hier S. 14.

¹⁵ Vgl. den Titel der zwischen 1936 und 1944 entstandenen, zu Lebzeiten allerdings nicht mehr veröffentlichten „Flüchtlingsgespräche“ von Brecht.

¹⁶ Koopmann [Anm. 14], S. 14. Vgl. hierzu auch Durzak, der schon früh darauf hinweist, dass auch „unter den Exulanten selbst die Diskussion über ihren literarischen und politischen Standort zum Teil mit Härte und ohne Illusionen geführt wurde“. (Deutschsprachige Exilliteratur [Anm. 3], S. 10.)

¹⁷ Wulf Koepeke: Probleme und Problematik der Erforschung der Exilliteratur, in: Das Exilerlebnis. Verhandlungen des vierten Symposiums über deutsche und österreichische Exilliteratur, hg. v. Donald G. Daviau u. Ludwig M. Fischer, Columbia/South Carolina 1982, S. 338–352, hier S. 350.

Einheit der Exilliteratur und ihrer Autoren, noch eine der Exilforschung, welche nicht nur Durzak schon in den 1980er Jahren „in heillosen Kontroversen verstrickt“¹⁸ sah, je gegeben hat. Vor diesem Hintergrund bleibt seine Forderung nach einer steten und selbstkritischen Revision der wissenschaftlichen Ergebnisse und Parameter innerhalb der Forschung nach wie vor eine aktuelle:

Angesichts eines literarischen Phänomens, das in sich so widersprüchlich und zersplittert ist wie die deutsche [...] Exilliteratur insgesamt, ist es unumgänglich, sich die methodischen Optionen bewußt zu machen, mit denen der Versuch einer Bestandsaufnahme konfrontiert ist.¹⁹

In diesem Sinne hat also nicht zuletzt auch die Forschung zu einer Literatur des Exils, die zu diesem Zeitpunkt auf eine nun fast 50-jährige Geschichte zurückblickt und sich selbst, wie Krohn, Rotermund und Winckler postulieren, bereits „auf dem Weg ihrer Historisierung“²⁰ befindet, ihre eigenen Ergebnisse im Sinne der Brechtschen Selbsterkundung immer wieder auf den Prüfstand stellen und sich fragen müssen, was sie denn nun von ihrer Arbeit zu halten habe.

II. Geschichte

Als die Erforschung der Exilliteratur Ende der 1960er Jahre arg verspätet und im Zuge einer ohnehin sich grundlegend reformierenden Germanistik in der Bundesrepublik einsetzt, geht es zunächst vor allem um eine Bestandsaufnahme. Viele Autoren, die heute wie selbstverständlich zu den kanonischen Vertretern der Literatur des 20. Jahrhunderts gezählt werden oder sich im Gegenteil bereits wieder auf dem Weg in ein zweites Vergessen befinden, werden in diesen letzten 1960er und den 1970er Jahren ‚wiederentdeckt‘. Es gilt, Dokumente zusammenzutragen, zu sichten und in Archiven zu sammeln; erste Werkeditionen werden erstellt; die Verlage reagieren mit erschwinglichen Taschenbuchausgaben auf den sich steigenden Lesebedarf und die sich ändernden schulischen Lehrpläne;²¹ neben den ohnehin (und nicht vorrangig in Exilkontexten) präsenten Namen wie Thomas Mann, Bertolt Brecht, Alfred Döblin oder Hermann Broch, rücken nun auch die bisher eher am Rande beachteten Schriftsteller, etwa Irmgard Keun, Hans Sahl oder Hermann Kesten, sowie „die damals im Westen weitgehend vergessenen

¹⁸ Durzak: Im Exil [Ann. 3], S. 503.

¹⁹ Ebd.

²⁰ [Claus-Dieter Krohn/Erwin Rotermund/Lutz Winckler]: Vorwort, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 30 (2012), S. VII–XIV, hier S. VII.

²¹ Vgl. hierzu z. B. Lutz Winckler: Mythen der Exilforschung?, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 13 (1995), S. 68–81, hier S. 71.

Autoren Anna Seghers, Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig“ erneut in das Bewusstsein.²²

Bis heute zwar schlüssig, keinesfalls aber eindeutig zu bestimmen ist dabei, aus welchen Gründen diese erste extensivere (westdeutsche) Exilforschung mit einer Verspätung von immerhin fast einem Vierteljahrhundert beginnt und warum z. B. der schon 1946 in der Schweiz publizierte erste Band von Walter A. Berendsohns „Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur“,²³ die 1947 von Richard Drews und Alfred Kantorowicz herausgegebene Anthologie „Verboten und verbrannt. Deutsche Literatur 12 Jahre unterdrückt“²⁴ oder Franz Carl Weiskopfs „Abriss der deutschen Literatur im Exil 1933–1947“²⁵ von 1948 einen nur sehr zögerlichen Nachhall fanden. Zwar ist „die Verdrängungsmentalität der Deutschen, der Täter- und Mitläufergeneration der jüngsten Verbrechen in beiden Nachkriegsstaaten, der BRD und der DDR“, die „lange Zeit eine ernsthafte Beschäftigung“²⁶ mit der unmittelbaren Vergangenheit verhinderte, hier immer wieder als Hauptgrund genannt worden. Schon Hans-Albert Walter jedoch hat 1972 in dem ersten Band seiner (bis heute unabgeschlossenen) „Deutschen Exilliteratur 1933–1950“ darauf verwiesen, dass die Hintergründe differenzierter zu betrachten und auch andere Faktoren in Rechnung zu stellen seien.²⁷

So wichtig die ab den späten 1960er Jahren einsetzende Grundlagenarbeit auf der einen Seite ist, so mehren sich doch andererseits bald Stimmen, die vor „Materialschlachten“ warnen.²⁸ Volker Klotz gibt schon 1969 auf dem ersten Exilliteratur-Symposium in Stockholm zu bedenken, die Gefahr sei groß, „ins Blaue hinein zu sammeln“, drei Jahre später stellt Werner Berthold im Rahmen des Folgesymposiums in Kopenhagen fest: „Es gibt eine ganze Reihe von Fällen, wo man an der Fülle des Materials erstickt.“²⁹ Bereits in ihren Anfängen also steht die Literaturwissenschaft auch in dieser Hinsicht vor komplexen Fragestellungen der Wertung und (notwendigen) Selektion. Nicht allein, aber doch vielleicht entscheidend hat diese nachträgliche und wohl auch deshalb umso gründlichere Sammeltätigkeit dazu beigetragen, dass sich die Exilliteraturforschung spätestens etwa seit Mitte der 1980er Jahre in ihrer ersten, auch mehrfach selbstbekundeten Krise befindet. Nun – so haben manche Wissenschaftler in jenen Jahren nicht ohne

²² Ebd.

²³ Walter A. Berendsohn: Die humanistische Front. Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur, Zürich 1946.

²⁴ Verboten und verbrannt. Deutsche Literatur – 12 Jahre unterdrückt, hg. v. Richard Drews u. Alfred Kantorowicz, Berlin/München 1947.

²⁵ F. C. Weiskopf: Unter fremden Himmeln. Abriss der deutschen Literatur im Exil 1933–1947, Berlin 1948.

²⁶ Vorwort [Ann. 20], S. VIII.

²⁷ Vgl. Hans-Albert Walter: Zur Einführung, in: ders.: Deutschsprachige Exilliteratur 1933–1950. Bd. 1: Bedrohung und Verfolgung bis 1933, Darmstadt/Neuwied 1972, S. 7–32. Vgl. auch Durzak: Deutschsprachige Exilliteratur [Ann. 3], S. 14.

²⁸ Ebd., S. 19.

²⁹ Beide zitiert nach ebd., S. 12.

Ironie angemerkt – da der vermeintlich „letzte Nachlaß wohlgeordnet im Marbacher Literaturarchiv untergebracht und alles Übrige bibliographisch erfaßt“³⁰ sei, könne das „Forschungsprojekt ‚Literatur des Exils‘“ als „so gut wie abgeschlossen“ betrachtet werden, „seine Resultate, die für durchaus achtbar gehalten werden“ könnten, stünden gleichsam selbst „zur Archivierung an“.³¹

Zeitgleich nimmt nicht nur „der Einfluß der Exilliteratur auf dem Buchmarkt, die Bedeutung der Exilforschung an den Hochschulen“ ab.³² Vermehrt kritisch betrachtet werden nun auch die Voraussetzungen einer Forschung, die – parallel zu der „Geschichtlichkeit der literarischen Werke“, mit denen sie sich beschäftigt – die eigene, „Geschichtsgebundenheit“, also die „der wissenschaftlichen Interpretieren“³³ offenlegt und hinterfragt. Die über lange Zeit prägende Vorstellung vom ‚anderen‘ oder gar ‚besseren Deutschland‘, das die Exilanten per se verkörperten (die nicht nur insofern problematisch ist, als sie unweigerlich einen „Diskurs des Nationalen – wenn auch mit anderen Vorzeichen“³⁴ fortführt und dem europäischen bis weltbürgerlichen Selbstverständnis vieler exilierter Schriftsteller ohnehin widerspricht), ist im Zuge dieser kritischen Revisionen ebenso verabschiedet worden wie das „politisch-moralische[] Einheitskriterium[]“, das alle Exilliteratur unterschiedslos „zur *littérature engagée* gegen die nationalsozialistische Barbarei“³⁵ erklären wollte.³⁶ Ebenfalls revidiert worden ist die Auffassung, die Exilanten schrieben notwendigerweise „mit dem Blick nach Deutschland“,³⁷ während in den vergangenen Jahrzehnten stattdessen vermehrt Phänomene der Akkulturation, also diejenigen der Integration der Exilierten in ihren jeweiligen Aufenthaltsländern betrachtet worden sind.³⁸ Stück nach Stück wurden so die „Mythen der Exilforschung“³⁹ als ebensolche benannt und entzaubert. War die

³⁰ Michael Winkler: Exilliteratur – als Teil der deutschen Literaturgeschichte betrachtet. Thesen zur Forschung, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 1 (1983), S. 359–366, hier S. 360f.

³¹ Spies [Anm. 2], S. 11.

³² Winckler [Anm. 21], S. 74.

³³ Ders. [Anm. 10], S. 189.

³⁴ Bischoff [Anm. 11], S. 100.

³⁵ Spies [Anm. 2], S. 13.

³⁶ „Die Vorstellung, dass die Exilanten das andere, eigentliche, moralisch integre und überlegene Deutschland repräsentieren, das während der NS-Zeit und danach gegenüber seiner faschistischen Usurpation [...] wieder zur Geltung gebracht werden müsse, gehörte zu den wirkungsmächtigsten gemeinschaftsstiftenden Ideen des Exils. Gerade an den historischen Schnittstellen 1945 oder 1968 schienen sie besonders geeignet, nationale Geltung und politische Transformation mit einem aus dem Exil abgeleiteten moralischen Anspruch begründen zu können.“ (Bischoff [Anm. 11], S. 99.)

³⁷ „Es gab auch ein Exil, das nicht mit dem ‚Blick nach Deutschland‘ gelebt und geschrieben hat, sondern sich dem jeweiligen Asylland [...] zugewandt und so eine interkulturelle Identität erworben hat.“ (Winckler [Anm. 21], S. 79.)

³⁸ Vgl. hierzu auch Winckler [Anm. 10], S. 182: „Die Erfahrung der Fremde bedeutet eben nicht nur Ausgeschlossenheit, Entwurzelung, Angst, sondern verweist an ihrem anderen Extrem auf ‚Neugier‘, auf Offenheit gegenüber dem ‚Unbekannten, Fremden und Fremdartigen‘. Darauf reagiert die Akkulturationsforschung, die sich mit der Integration der Exilierten in Alltag und Beruf beschäftigt, dem kulturellen Austausch, den kulturellen Mustern des Fremden im Vergleich zu den mitgeführten eigenen kulturellen Traditionen, den Ursachen und Folgen des Sprachwechsels [...]“

³⁹ Vgl. den Titel „Mythen der Exilforschung?“ von Winckler [Anm. 21].

Exilliteraturforschung also vielleicht schon am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts zu einem „obsoleten Gegenstand“ geworden, dessen erste „Aufarbeitung zeigt[t]e, daß das Thema von nur begrenztem und nunmehr erschöpftem Interesse“⁴⁰ war?

III. Perspektiven

Obwohl sich die Krise innerhalb der Exilforschung um die Jahrtausendwende allenthalben abzeichnet, ist sie doch auch Ausgangspunkt zu ihrer Erneuerung gewesen. Wenn Spies 1996 so einen Essay zu dem „Stand“ und „den Perspektiven der literarischen Exilforschung“ mit dem Titel „Exilliteratur – ein abgeschlossenes Kapitel?“⁴¹ überschreibt, meint dies weniger einen Abgesang auf ein inzwischen in seinen Quellen allzu gut erschlossenes Forschungsfeld und seine methodischen wie ideologischen „Irrwege“, als vielmehr den Anstoß, neue Wege einzuschlagen und bisher vernachlässigte Potentiale fruchtbar zu machen.

Tatsächlich hat die Forschung nicht zuletzt in Reaktion auf derartige, ebenso provokative wie luzide Zwischenbilanzen seit den letzten Jahren des 20. Jahrhunderts unter anderem „damit begonnen, Anregungen kulturwissenschaftlicher Forschungsbereiche für die eigene Arbeit produktiv zu machen“.⁴¹ Mithilfe der Inter- bzw. Transkulturalitätsforschung, postkolonialistischer und gendertheoretischer Ansätze, komparatistischer sowie gedächtnistheoretischer Perspektivierungen und neuerlich gar durch versuchte Anschlüsse an die vergleichsweise jungen Human-Animal-Studies⁴² hat sie sich längst neue Forschungsfelder erschlossen, die – wie Linda Maeding 2013 bilanziert – innerhalb der vergangenen Jahre eine „Reihe von Studien mit Signalwirkung“⁴³ hervorgebracht haben.

Diese unbestreitbare „Revitalisierung der Exilforschung“⁴⁴ und ihre – zuweilen wohl auch ein wenig aus der Not heraus geborene – Euphorie einer erneuten Aufbruchsstimmung haben jedoch auch dazu geführt, dass das ursprüngliche (und ohnehin, wie gezeigt, von Anbeginn nicht zweifelsfrei einzugrenzende) Untersuchungsfeld immer mehr an Kontur verliert. Sichtbar wird dies unter anderem daran, dass sich die Forschung seit den 2000er Jahren vor allem darüber zu bestimmen und neu zu positionieren sucht, indem sie häufig zunächst Negativdefinitionen trifft und erst einmal erklärt, was sie alles *nicht* ist und sein kann. Nach und nach sind so nicht nur der Bezug auf „eine eindeutige historische Referenz“, die den Hauptakzent der Forschung auf die Jahre 1933 bis 1945 und diese

⁴⁰ Spies [Anm. 2], S. 11.

⁴¹ Bannasch/Rochus [Anm. 9], S. XIV.

⁴² Vgl. Doerte Bischoff [u. a.]: Exil und Literatur. Vorwort, in: Exil Lektüren. Studien zu Literatur und Theorie, hg. v. dies. [u. a.], Berlin 2014, S. 7–9, hier S. 7.

⁴³ Linda Maeding: Kompositionen der Erinnerung. Gedächtnis und Poetik in deutschen und spanischen Exilautobiographien, Würzburg 2013, S. 13.

⁴⁴ Ebd.

zudem als „Epoche“⁴⁵ festlegt, sondern auch die „Fokussierung nationalsprachlicher und -literarischer Phänomene“ in Zweifel gezogen worden. Fast etwas verschämt ist heute, wenn es tatsächlich um die deutschsprachige Literatur exilierter Künstler aus den Jahren 1933 bis 1945 geht, von der „klassischen‘ Exil-epoche“⁴⁶ die Rede – eine Formulierung die jedoch nicht allein deshalb wenig glücklich gewählt erscheint, weil sie eben doch eine Wertigkeit ausdrückt, die die Autoren eigentlich vermeiden wollen, sondern vor allem da der Begriff des „Classischen“, der sich im 19. Jahrhundert in der beginnenden deutschen Literaturgeschichtsschreibung herausbildet, von Anbeginn ein politischer, in seinen Implikationen höchst fragwürdiger und auf eine vermeintliche nationalkulturelle Überlegenheit bezogener ist.

Zuletzt ist gar die Eignung des Wortes Exil selbst hinterfragt worden, wenn die derzeitige Leiterin der „Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für Exilliteratur“, Doerte Bischoff, und Susanne Komfort-Hein 2012 anmerken:

Eignet sich, zumal angesichts der Tatsache, dass es inzwischen auch andere deutschsprachige Texte gibt, die ein Exil, diesmal in Deutschland, als *Exilland* bezeugen, der Begriff Exil überhaupt zur Kennzeichnung einer historisch und kulturell abgrenzbaren Epoche? [...] Zu fragen ist, ob nicht gerade Exilnarrative, denen auf unterschiedliche Weise Spuren von Abtrennung und Verlust eingezeichnet sind, der kulturellen, transgenerationellen Überlieferung Leerstellen und Brüche einschreiben, die diese auf andere und anderes hin öffnen, die also zum Beispiel Lektüren und Korrespondenzen über Zeiten und Räume hinweg provozieren.⁴⁷

Fraglos ist diese vorgeschlagene Öffnung des Forschungsgebietes auch zu anderen Geschichten von Flucht und Vertreibung gerade vor dem Hintergrund einer Gegenwart, in der „Biografien und Phänomene der Migration“⁴⁸ sowie die Asylproblematik einen alltäglichen, nahezu selbstverständlich gewordenen Erfahrungshorizont⁴⁹ bilden, ebenso nachvollziehbar wie entscheidend, wenn es darum gehen soll, mithilfe der Literatur mögliche Antworten auch auf aktuelle gesellschaftliche und politische Fragen zu finden. (Und ist es nicht vor allem das,

⁴⁵ „Bei Licht besehen erscheint kein Deutungsmuster weniger geeignet, Exilliteratur – und zwar die Literatur jeglichen Exils – zu erschließen als der emphatische Epochenbegriff, dessen Affirmationszirkel zwischen ‚Zeit‘ und ‚Geist‘ dem Historismus des 19. Jahrhunderts und den Anfängen der Nationalphilologie angehört.“ (Spies [Anm. 2], S. 17.)

⁴⁶ U. a. bei Bischoff [Anm. 11], S. 97; dies./u. a. [Anm. 42], S. 7 und dies./Komfort-Hein [Anm. 8], S. 242, 249 und 267.

⁴⁷ Ebd., S. 249f.

⁴⁸ Bischoff [Anm. 11], S. 110.

⁴⁹ Vgl. ebd.

was Literatur – ganz gleich welcher Zeit sie entstammt – immer wieder leistet und leisten muss, wenn sie uns lebendig bleiben soll?)

Zu Recht jedoch warnen die Herausgeber des „Handbuchs der deutschsprachigen Exilliteratur“ vor „einer allzu umstandslosen Einbettung exilliterarischer Texte in die europäische Geschichte der Migrations- und Flüchtlingserzählungen“. ⁵⁰ So bedeutsam es ist, potentiell einseitige, verallgemeinernde oder ideologisch überformte Paradigmen einer Exilforschung stets neu zu hinterfragen, sie in ihrem jeweiligen historisch-politischen Kontext zu verorten und gegebenenfalls zu revidieren; so notwendig auch methodische Erweiterungen wie interdisziplinäre Verknüpfungen sind, so groß ist doch auch die Gefahr der Aufweichung wie der letztlich daraus folgenden Beliebigkeit eines Begriffes, der ohnehin über die Zeiten als unscharf genug erscheint. Was bleibt – denn diese Frage muss sich die Forschung trotz all ihrer fruchtbaren Bemühungen und wichtigen Arbeiten gerade der vergangenen zehn bis zwanzig Jahre stellen – von einer literarischen Produktion, die sich weder über einen festgelegten Zeitraum, noch über nationalsprachliche, motivische oder erfahrungsbedingte Momente etc. sinnvoll zusammenführen lässt? Wenn María-Inés Lagos-Pope schon 1988 konstatiert, „Exile has become a common occurrence“, ⁵¹ so verweist dies nicht nur auf die immer weiter ausgreifenden, möglichen Potentiale einer zukünftigen Exilforschung, sondern implizit auch auf die Gefahr des Verlustes ihres ursprünglichen Gegenstandes. Dieser Verlust muss zwar nicht zwangsläufig in einer Auffassung münden, wie sie Michael Winkler schon in den 1980er Jahren formulierte, indem er die Frage aufwarf, „ob die Erfahrungsrealität *Exil* während der Hitlerjahre nicht auch hin und wieder überbewertet“ ⁵² werde. Wenn aber das „Jahrbuch für Exilforschung“ 2012 über die „Neujustierung“ der wissenschaftlichen Wege der Zukunft festhält,

Nicht mehr hermetische Abgeschlossenheit nationalstaatlicher Kulturen steht auf der Agenda, sondern die Auseinandersetzung mit ‚Alteritäten‘, verstanden als Fremdes und Neues wie auch als bestimmter Sichtwinkel der Analyse. In diesem Sinne könnte eine zeitgemäße Exilforschung sogar beispielhaft für die Deutung der modernen offenen Gesellschaften im Zeichen von Globalisierung und grenzenüberschreitenden Wanderungen werden, aber auch der innergesellschaftlichen Verwerfungen durch die technisch-wirtschaftliche Dynamik mit ihren Inklusionen und Exklusionen [...], ⁵³

⁵⁰ Bannasch/Rochus [Anm. 9], S. XIII.

⁵¹ María-Inés Lagos-Pope: Introduction, in: *Exile in Literatur*, hg. v. dies., Lewisburg 1988, S. 7–11, hier S. 7.

⁵² Winkler [Anm. 30], S. 365.

⁵³ Vorwort [Anm. 20], S. XIII.

so zeigt sich, wie weit die „grenzenüberschreitenden Wanderungen“ auch der Forschung bereits geführt haben, die sich immer weiter von der „klassischen“ Exilepoche“ fortzubewegen scheint.

Selbstverständlich kann es weder darum gehen, bei einmal Erreichtem zu verharren, noch eine ohnehin nie gänzlich überwundene Pietät im Umgang mit den literarischen Zeugnissen der Jahre 1933 bis 1945 und die daraus folgende moralische Forderung nach einer Vereinigung von „Kritik mit Verständnis“ wieder aufleben zu lassen. Aber es gilt auch, der Gefahr entgegen zu wirken, spezifische Lebens-, Arbeits-, Schreib- oder Leidenserfahrungen zu generalisieren, die eben doch in vielerlei Hinsicht an einen bestimmten Zeitraum und seine Kontexte geknüpft bleiben. Schon das ganz banale Beispiel der medialen Entwicklung macht deutlich, dass ein Schriftsteller wie Bertolt Brecht, der „sitzend, in der Kammer“ und ohne große Hoffnung darauf, dass seine Texte eine zügige Publikation finden und ihr eigentliches Publikum überhaupt erreichen würden, „an der Befreiung“⁵⁴ arbeitete, ganz anderen Bedingungen ausgesetzt war, als sie ein Exilant in Zeiten des Internet vorfindet.

Im Grunde aber sind diese Widersprüche der gegenwärtigen Exilforschung durchaus bewusst, wenn sie zwar zum einen auf die Verknüpfung mit „aktuellen Debatten und Kontexten“⁵⁵ pocht, zum anderen jedoch erneut auf die eigentlich als so problematisch gekennzeichnete zeitliche Abgrenzung und die dokumentarische Qualität der Exilliteratur zurückgreifen muss, indem sie konstatiert: „Am Beginn des 21. Jahrhunderts, an dem es kaum noch Zeitzeugen des Nationalsozialismus und des durch ihn erzwungenen Exils gibt, stellt sich die Frage nach den Foren und Formen eines solchen Erinnerns mit neuer Dringlichkeit.“⁵⁶ Beispiele wie dieses machen deutlich, dass Revisionen zwar notwendig sind, dass es aber trotz der vielgestaltigen Anschlussfähigkeit des Themenbereiches auch gilt, behutsam mit dem bereits Erreichten umzugehen.

In diesem Sinne versteht sich der vorliegende Band als ein Beitrag zu einer insofern „konservativen“ Exilliteraturforschung, als er an der zeitlichen Eingrenzung auf die Jahre 1933 bis 1945 sowie der Fokussierung der tatsächlich ins Exil gegangenen, deutschsprachigen Schriftsteller bewusst festhält, der zugleich aber auch neue Ansätze entwirft, indem er in seinen Deutungen an aktuelle Diskurse wie methodische Entwicklungen anknüpft und sie weiter entwickelt. Die Einzelstudien in ihren jeweils ganz eigenen Zugängen fügen sich so einerseits zu einem repräsentativen Überblick wichtiger, wenngleich keinesfalls immer auch – wie im Falle von z. B. Bruno Frank oder René Schickele – kanonisch gewordener Autoren und Werke sowie der einzelnen literarischen Gattungen und zentralen Themen dieser Jahre. Andererseits reflektiert der Band in der Summe seiner Beiträge auch mögliche Perspektiven einer zukünftigen Forschung, die sich – trotz

⁵⁴ Brecht [Anm. 1].

⁵⁵ Bischoff [Anm. 42], S. 7.

⁵⁶ Ebd.

ihrer Leistungen und Erträge der vergangenen 50 Jahre – ihrer historischen Bedingtheit stets bewusst bleiben und ihre Ergebnisse im Sinne des Brechtschen „Willst du wissen, was du von deiner Arbeit hältst?“⁵⁷ immer wieder auf den Prüfstand stellen muss.

⁵⁷ Brecht [Anm. 1].

Miriam Albracht

Thomas Mann „Joseph und seine Brüder“ (1933–1943)

I. Gesittung und Barbarei

„Was wir uns vorgesetzt hatten, war tatsächlich nicht weniger als die Erkenntnis, warum die Menschen, anstatt in einen wahrhaft menschlichen Zustand einzutreten, in eine neue Art von Barbarei versinken.“¹ Was Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in der Vorrede zur „Dialektik der Aufklärung“ als Leitfrage für ihre „Philosophischen Fragmente“ formulieren, nämlich die Frage nach dem Verhältnis von „Gesittung“² und „Barbarei“, könnte auch als Leitfrage für Thomas Manns Roman-Tetralogie „Joseph und seine Brüder“ (1933 bis 1943) gesehen werden. Als Thomas Mann im November 1926³ mit der Niederschrift des ersten Bandes, „Die Geschichten Jaakobs“, begann, ahnte er sicher nicht, welche katastrophalen Ausmaße die beobachtbare neuerliche Hinwendung zu Mythos und Nation annehmen würde. Doch bereits im selben Jahr hatte Thomas Mann die Gefahren einer „falsche[n], anachronistisch-reaktionäre[n] Romantik mit ihrer Verbindung zur völkischen Deutschtümelei“⁴ soweit erkannt, dass er in seinem autobiographischen Essay „Pariser Rechenschaft“ mit bitterem Unterton festhält,

ob es eine gute und lebensfreundliche, eine pädagogische Tat ist, den Deutschen von heute all diese Nachtschwärmerei, diesen ganzen Joseph Görres-Komplex von Erde, Volk, Natur, Vergangenheit und Tod, einen revolutionären Obskurantismus, derb charakterisiert, in den

¹ Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, 21. Aufl., Frankfurt a. M. 2013, S. 1.

² Ebd., S. 72. „Gesittung“ ist auch im Werk Thomas Manns ein häufig verwendeter Begriff, vgl. etwa „Der Zauberberg“, GkFA 51, S. 746. Im „Joseph“ (GW IV und V) und in der Moses-Erzählung „Das Gesetz“ (GW VIII), die im Anschluss an die Tetralogie entsteht, wird die Frage nach den Bedingungen von „Gesittung“ dann zum prägenden Moment. Die Werke Thomas Manns werden, sofern nicht bereits in der GkFA erschienen, nach der Ausgabe: Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Frankfurt a. M. 1960 zitiert. Alle weiteren Werke aus: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Frankfurt a. M. 2002f.

³ Vgl. Herbert Lehnert: Thomas Manns Vorstudien zur Josephstetralogie, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 7 (1963), S. 458–520, S. 465. Lehnert weist jedoch darauf hin, dass „[d]ie Anfänge der Beschäftigung mit dem Josephsstoff[...]noch in die Zeit der Niederschrift des ‚Zauberbergs‘ zurück“ (S. 464) gehen.

⁴ Eckhard Heftrich: Joseph und seine Brüder, in: Thomas-Mann-Handbuch, hg. v. Helmut Koopmann, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 2005, S. 447–474, hier S. 467f.

Leib zu reden, mit der stillen Insinuation, dies alles sei wieder an der Tagesordnung, wir ständen wieder an diesem Punkt[...] – das ist die Frage, die beunruhigt.⁵

Thomas Mann nannte das, was er in Europa beobachtete, einen „unheimlichen Prozeß der Rebarbarisierung“⁶ und meinte, den „Irrationalismus als *populäre* Denkrichtung und geistige Stimmung [als, M. A.] etwas spezifisch Deutsches“⁷ erkannt zu haben. In diese Grundstimmung der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts, mit ihrer Hinwendung zum völkischen Mythos, scheint sich auch zunächst Thomas Manns mythisches Großprojekt „Joseph und seine Brüder“ zu fügen, das den Leser tief in den „Brunnen der Vergangenheit“⁸ zu Menschen führt, deren Ich „weniger scharf umgrenzt“ ist, also „gleichsam nach hinten offen“⁹ steht, und das Gewesene, Vergangene wiederholt. Dieses „mythische Ichgefühl“¹⁰ bezieht sein Selbstverständnis nicht aus seiner Individualität, sondern aus der Gewissheit, einen bestimmten Typus wieder vorzustellen, in seinen Spuren zu gehen und ein „zithathafte[s] Leben“¹¹ zu führen. Doch bei diesem mythischen Ich bleibt der Roman nicht stehen, vielmehr zeigt er, wie sich das Ich mehr und mehr seiner Individualität bewusst wird, und somit aus der ewigen Wiederholung in die gerichtete Zeit eintritt. Dabei entledigt sich das Ich jedoch nicht gänzlich seiner mythischen Wurzeln, sondern wird sich dieser bewusst und lernt, spielerisch mit ihnen umzugehen, sie abzuwandeln und sich von ihrer Determiniertheit zu emanzipieren. Joseph, der Protagonist der Tetralogie, ist diejenige Figur, die sich ihrer mythischen Wurzeln am stärksten bewusst wird und am deutlichsten das vorgegebene Schema abzuwandeln weiß. Dadurch ist er nicht nur „der Held seiner Geschichten, sondern ihr Regisseur, ja ihr Dichter [...] ein künstlerisches Ich“.¹² Joseph, der Künstler, spielt mit Mythen aus unterschiedlichen Kulturkreisen, er ist Tammuz, Gilgamesch und Adonis, Osiris und Hermes. Der Roman führt so einen mythischen Universalismus vor, der sich gegen den nationalen

⁵ GW XI, S. 48 („Pariser Rechenschaft“).

⁶ GW XIII, S. 669 („Die Wiedergeburt der Anständigkeit“).

⁷ Ebd., S. 672. Diese Äußerungen in den 1920er Jahren dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass Thomas Mann nicht kontinuierlich gegen die aufkommenden Nationalsozialisten opponierte. Zwischen 1933 und 1936 stellte Mann seine öffentlichen Äußerungen diesbezüglich ein. Der „Protest der Richard Wagner Stadt München“ von 1933 als Reaktion auf Manns Rede „Leiden und Größe Richard Wagners“ und der Entzug des Ehrendokortitels der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn 1936 veranlassten ihn schließlich dazu, öffentlich Stellung gegen Hitler zu beziehen. Zu den Gründen für das öffentliche Schweigen zwischen 1933 und 1936 vgl. Philipp Gut: Thomas Manns Idee einer Deutschen Kultur, Frankfurt a. M. 2008, S. 235f.

⁸ GW IV, S. 9.

⁹ GW IX, S. 495 („Freud und die Zukunft“).

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd., S. 497; Vgl. auch Jan Assmann: Zithathafte Leben. Thomas Mann und die Phänomenologie der kulturellen Erinnerung, in: Thomas-Mann-Jahrbuch 6 (1993), S. 133–158.

¹² GW XI, S. 666 („Joseph und seine Brüder. Ein Vortrag“).

Mythos der Nationalsozialisten richtet und die gemeinsamen antiken Wurzeln¹³ der europäischen Kultur betont.

Der Weg hin zum Individuum jedoch, der verknüpft ist mit einer anthropozentrischen Gottesidee, bedeutet auch, sich des Alten, Überständigen zu entledigen. Das Mythisch-Archaische, das Barbarische, das durch Gewalt und Chaos geprägt ist, muss zugunsten einer moralischen Gesittung überwunden werden. Die beiden Pole des Romans – Barbarei und Gesittung – werden im „Joseph“ mit Gottesdummheit und Gottesklugheit übersetzt:

Die „Gottessorge“ ist die Besorgnis, das, was einmal das Rechte war, es aber nicht mehr ist, noch immer für das Rechte zu halten und ihm anachronistischerweise nachzuleben; sie ist das fromme Feingefühl für das Verworfene, Veraltete, innerlich Überschrittene, das unmöglich, skandalös oder in der Sprache Israels, ein „Greuel“ geworden ist. Sie ist das intelligente Lauschen auf das, was der Weltgeist will, auf die neue Wahrheit und Notwendigkeit, und ein besonderer, religiöser Begriff der Dummheit ergibt sich dabei: die Gottesdummheit, die diese Sorge nicht kennt [...].¹⁴

Diese Ausführungen Manns zum Programm des „Joseph“-Romans, erstmals vorgetragen am 17. November 1942 in der Library of Congress in Washington, machen deutlich, dass der Rückfall in den unreflektierten Mythos ein Anachronismus ist, der gegen die bereits erreichte Gesittung der Menschen verstößt. Im Roman wird dies an dem von Gott verwehrten Isaak-Opfer verdeutlicht:

Das eigentliche und ursprüngliche Opfer war Menschenopfer. Wann kam der Augenblick, wo es zum Greuel und zur Dummheit wurde? Die Genesis hält ihn fest, diesen Augenblick, im Bilde des verwehrten Isaak-Opfers, der Substituierung des Tieres. Hier löst sich ein in Gott fortgeschrittener Mensch von überständigem Brauch, von dem, worüber Gott mit uns hinauswill und schon hinaus ist.¹⁵

Doch der Roman zeigt keinen linearen Weg hin zur Humanität, vielmehr offenbart er das dialektische Verhältnis von Gesittung und Barbarei, das bereits das Traumkapitel des Vorgängerromans, „Der Zauberberg“ (1924), gezeigt hatte. Hans Castorp erblickt hier in seinem Schneetraum die Bedingung und gleichzeitige Gefährdung der „frommen Gesittung“ der Sonnenleute im „Blutmahl“¹⁶ der

¹³ Vgl. Gut [Anm. 7], S. 242: „Die Notwendigkeit, die zivilisierte Welt zu verteidigen und ihr eine Existenz in der Zukunft zu ermöglichen, ging einher mit einer Rückbesinnung auf deren Fundamente.“

¹⁴ GW XI, S. 666 („Joseph und seine Brüder. Ein Vortrag“).

¹⁵ Ebd., S. 668.

¹⁶ GkFA 5.1, S. 746 („Der Zauberberg“).

Hexen. Der rücksichtsvolle, gesittete und liebevolle Umgang ersterer miteinander ist Produkt der dionysischen Grausamkeit des Menschenopfers im Hexentempel. Die vorsichtige Zartheit ihres Benehmens zeigt jedoch, wie dünn die Decke der Zivilisation, wie brüchig das Errungene stets bleibt. Der „Joseph“-Roman schließt hier gedanklich direkt an, indem er atavistische Gewaltausbrüche¹⁷ schildert, die von den Tätern im Wahn mythischer Nachahmung¹⁸ begangen und gerechtfertigt werden, jedoch ein grober Verstoß gegen die „Gottesklugheit“ sind.

II. Thomas Manns Idee eines „Weltdeutschtums“¹⁹

„Ich bin diesem Werk dankbar, das mir Stütze und Stab war auf einem Wege, der oft durch dunkle Täler führte – Zuflucht, Trost, Heimat, Symbol der Beständigkeit war es mir, Gewähr meines eigenen Beharrens im stürmischen Wechsel der Dinge.“²⁰ Mit diesen Worten, die die Metaphorik von Psalm 23²¹ aufnehmen, beschreibt Thomas Mann in seinem Essay „Sechzehn Jahre“, welche ganz persönliche Bedeutung der „Joseph“-Roman für sein Selbstverständnis als Künstler, aber auch als Deutscher in den Jahren der Naziherrschaft hat. Die Tetralogie ist *das* Werk Thomas Manns, das den Dichter durch all seine Exilstationen, zunächst in Europa, dann in Amerika, begleitet hat, und das ihm gleichermaßen als Zufluchtsort und Reflexionsmedium diente. Während Band eins und Band zwei noch in Deutschland entstanden sind, fiel „[i]n die Arbeit am dritten Bande, ‚Joseph in Ägypten‘, [...] der Bruch meiner äußeren Existenz, die Nicht-Heimkehr von einer Reise, der jähe Verlust meiner Lebensbasis: er ist schon größtenteils ein Werk

¹⁷ So etwa die Gewalt der Brüder gegen Joseph und das „Gemetzel“ der Brüder in der Stadt Schekem. Vgl. die Kapitel „Joseph wird in den Brunnen geworfen“ (GW IV, S. 554–566) und „Das Gemetzel“ (ebd., S. 180–185).

¹⁸ Vgl. ebd., S. 181: „Nur junge Leute von körperlichem Wert wurden zu Gefangenen gemacht, die übrigen erwürgt, und wenn es dabei über das bloße Töten hinaus grausam zuzuging, so ist den Würgern zugute zu halten, daß sie bei ihrem Tun nicht minder in poetischen Vorstellungen befangen waren als jene Unglücklichen; denn sie erblickten darin einen Drachenkampf, den Sieg Mardugs über Tiämat, den Chaoswurm, und damit hingen die vielen Verstümmelungen zusammen, das Abschneiden ‚vorzuweisender‘ Glieder, worin sie sich beim Morden mythisch ergingen.“

¹⁹ GW XIII, S. 747 („Deutsche Hörer!“).

²⁰ GW XI, S. 670 („Sechzehn Jahre. Zur amerikanischen Ausgabe von ‚Joseph und seine Brüder‘ in einem Bande“). Zur Bedeutung des Exils im Spätwerk Thomas Manns siehe exemplarisch: Sybille Schneider-Philipp: Überall heimisch und nirgends. Thomas Mann – Spätwerk und Exil, Bonn 2001 und Thomas Blubacher: Paradies in schwerer Zeit. Künstler und Denker im Exil in Pacific Palisades und Umgebung, München 2011.

²¹ „Der HERR ist mein Hirte;/ mir wird nichts mangeln. // Er weidet mich auf grüner Aue / und führet mich zum frischen Wasser. // Er erquicket meine Seele; / er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. // Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, / fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, / dein Stecken und dein Stab trösten mich. // Du bereitest vor mir einen Tisch / im Angesicht meiner Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl / und schenkest mir voll ein. // Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, / und ich werde bleiben im Hause des HERRN immerdar.“ (Ps 23, 1–6)

des Exils.²² Durch die Nationalsozialisten seiner Wurzeln und seines Wirkungskreises beraubt, besinnt sich Mann auf die Grundfeste seiner Künstlerexistenz, die er für die der deutschen Kultur überhaupt hält: sein „Weltdeutschtum“. Im Folgenden soll gezeigt werden, was Thomas Mann unter diesem Begriff verstand, warum er für ihn in den Exiljahren immer bedeutender wurde und welche Spuren sich hiervon im „Joseph“-Roman finden lassen. Ich konzentriere mich hierbei auf den letzten Band der Tetralogie, der fernab von Deutschland, „unter dem heiteren, dem ägyptischen verwandten Himmel Californiens“²³ entstanden ist, aber dennoch am deutlichsten zeigt, was Thomas Mann unter „Weltdeutschtum“ verstanden hat.

Als Thomas Mann im August 1940 die Arbeit an seinem Roman „Joseph und seine Brüder“ wieder aufnimmt – er hatte nach Abschluss des dritten Bandes 1936 sein Werk ruhen lassen und seinen Goethe-Roman „Lotte in Weimar“ zwischen-geschaltet –, stellt sich ihm die Weltlage pessimistischer dar als jemals zuvor. Eine Niederlage Nazi-Deutschlands ist nicht absehbar, ganz im Gegenteil: Die deutschen Truppen feiern Siege in Europa, Frankreich kapituliert am 22. Juni 1940, und durch den Kriegseintritt Italiens weitet sich der Eroberungsfeldzug der Deutschen bis nach Nordafrika aus. Manns zunehmenden Hass gegen ein Deutschland unter nationalsozialistischer Führung, und vor allem gegen Adolf Hitler, dokumentieren die Tagebücher und die öffentlichen Reden dieser Jahre. Thomas Mann selbst ist zu diesem Zeitpunkt den Papieren nach längst kein Deutscher mehr; 1936 hatte er nach seiner Ausbürgerung die tschechische Staatsbürgerschaft angenommen. Dass er dennoch beansprucht, *der* Repräsentant der deutschen Kultur²⁴ zu sein, ist seit seinem berühmten Ausspruch bei seiner Ankunft an der amerikanischen Ostküste im Jahr 1938 sprichwörtlich bekannt: „Where I am, there is Germany. I carry my German culture with me.“²⁵ Man mag hinter diesem Ausspruch vor allem die Hybris eines gekränkten Künstlers sehen, unter den Umständen jedoch, aus denen heraus sie gesprochen wurden, und um die es im Folgenden gehen soll, wird verständlich, dass Thomas Mann in seinem Anspruch auf die deutsche Kultur zugleich auch das beschreibt, was als sein ‚Sitz im Leben‘ bezeichnet werden kann, und was ihm half, seine Identität im Exil zu wahren. Zunächst einmal glaubte Thomas Mann in der Tat daran, dass ihm ein ganz besonderer ‚Sitz‘ zukomme und dass es seine Aufgabe sei, diesen

²² GW XI, S. 660 („Joseph und seine Brüder. Ein Vortrag“).

²³ Ebd., S. 662.

²⁴ Vgl. Herbert Lehnert: Repräsentation und Zweifel. Thomas Manns Exilwerke und der deutsche Kulturbürger, in: Die deutsche Exilliteratur 1933–1945, hg. v. Manfred Durzak, Stuttgart 1973, S. 398–417.

²⁵ Zit. n. Helmut Koopmann: Lotte in Amerika, Thomas Mann in Weimar. Erläuterungen zum Satz „Wo ich bin, ist die deutsche Kultur“, in: Wagner – Nietzsche – Thomas Mann. Festschrift für Eckhard Heftrich, hg. v. Heinz Gockel [u. a.], Frankfurt a. M. 1993, S. 324–342. Der Ausspruch Manns findet sich zuerst in: New York Times, 22. Februar 1938; vgl. auch Heinrich Mann: Ein Zeitalter wird beseitigt, Frankfurt a. M. 1988, S. 236; vgl. ebenso Hans Rudolf Vaget: Thomas Mann, der Amerikaner. Leben und Werk im amerikanischen Exil 1938–1952, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 2012, S. 15.

„Sitz“ zu einem ganz besonders bedeutenden, seinen Anlagen gemäßen auszugestalten. Dies mag – erneut – vermessen klingen, es zeigt jedoch vor allem den Respekt und auch die Demut vor einer Rolle, die er sich selbst zugedacht glaubt und die ihm mitunter Verzicht und Disziplin abnötigt. Thomas Mann begriff sein Ich als „Primat [...] vor der geschichtlichen Wirklichkeit, das auf dem stillschweigenden Einvernehmen basiert, daß die Weltläufe immer das Schicksal für das Ich bereithalten, das ihm zukommt“.²⁶ Spätestens ab 1933, mit dem bereits erwähnten „Protest der Richard Wagner Stadt München“ und dem Beginn seiner Emigration, geht diese Übereinkunft von Ich und Schicksal für Thomas Mann nicht mehr auf.²⁷ Der Schriftsteller wird in seinem innersten Selbst, seinem Deutschtum erschüttert, indem man ihm eben dieses absprechen will. Die historischen Ereignisse laufen dem zuwider, was er als den Sinn seines Seins empfunden hat, nämlich den „auf Schopenhauer basierenden Zusammenhang von Sein und Schicksal“²⁸ und dieses Sein war für Thomas Mann aufs engste mit der deutschen Kultur verwoben. Er fühlt sich also auch ganz privat in seiner Existenz von Hitler bedroht, der für ihn den Inbegriff der „Verhunzung“²⁹ der deutschen Kultur darstellte. Nazi-Deutschland war im Begriff, sich *seine* Kultur anzueignen – allen voran die Richard Wagners³⁰ –, aber eben auf der Ebene der „Verhunzung“, in der Verkehrung des Guten zum Bösen.³¹

An dieser Stelle kann nur stichwortartig skizziert werden, was für Thomas Mann „Deutschtum“ bedeutet, im Kern kann man es aber als „Universalismus“ definieren:

Wir wollen Psychologen genug sein, zu erkennen, daß der ungeheuerliche deutsche Versuch der Weltunterwerfung [...] nichts anderes ist als ein verzerrter und unglückseliger Ausdruck jenes dem Deutschtum eingeborenen Universalismus, der ehemals so viel höhere, reinere, edlere Gestalt hatte und diesem bedeutenden Volk die Zuneigung, ja die Bewunderung der Welt erwarb. Machtpolitik hat ihn verdorben und ins Unglück gebracht [...]. Wir wollen vertrauen, daß der deutsche Universalismus in seinen alten Ehrenstand zurückfinden, daß er sich des

²⁶ Hans Wißkirchen: Zeitgeschichte im Roman. Zu Thomas Manns „Zauberberg“ und „Doktor Faustus“, Bern 1986, S. 123 [Thomas-Mann-Studien 6].

²⁷ Vgl. ebd., S. 144f.

²⁸ Ebd., S. 144.

²⁹ GW XII, S. 848 („Bruder Hitler“). Auch Hitler war für Thomas Mann ein „Lebensphänomen“ (ebd., S. 845), eine große Persönlichkeit, aber eben erneut auf der „Stufe der Verhunzung“ (ebd., S. 48). Als moralisch integre und große Persönlichkeit sah Thomas Mann den amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt. Er nannte ihn den „große[n] Politiker des Guten“ (GW XI, S. 216; „Die Entstehung des ‚Doktor Faustus‘“).

³⁰ Vgl. GW XII, S. 848 („Bruder Hitler“).

³¹ Vgl. ebd.